

(Nachdruck verboten.)

207

Joseph Coney.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassierer.

„Ich bin hierher gekommen,“ hörten sie den Redner sprechen, als sie sich bis an die Stufen vorgebrängt hatten. „Ich bin hierher gekommen wegen des Zeuges, das die Zeitungen schreiben. Ich für meine Person achte ja nicht darauf, denn ich weiß, die Zeitungen werden von Leuten geschrieben, deren Frauen deswegen noch nie krank waren, weil sie nichts zu essen hatten, und deren Kinder auch noch nie verhungert sind. Wenn ich Euch hier etwas erzählen wollte, wie die Leute oben auf dem Jupiter leben, da würdet Ihr mir zurufen: „Davon verstehst Du nichts.“ Aber genau so ist es mit den Zeitungsschmierern, mit den Burschen im Parlament und überhaupt in den oberen Klassen. Sie wissen gar nicht, wovon sie reden. Wenn ich sie reden höre und den Unsum lese, den sie zusammen schmieren, dann denk ich mir immer: „Davon versteht Ihr nichts.“ Da schreiben die Zeitungen, bei unsern Versammlungen hier sei kein einziger anständiger Arbeiter zugegen gewesen; nur lauter rohe und faule Kerle, die nicht arbeiten wollten, auch wenn sie Arbeit hätten. Da erzählt uns so ein Bursche, er selbst habe drei Leute zur Arbeit engagiert, und alle drei seien weggelaufen, in die Aneipe. Ein anderer schreibt, er habe einer Familie, die nichts zu beissen hatte, eine Hammelleule gefandt, und die Leute hätten dann noch um Zwiebelhauce gebeten, damit sie sich das Fleisch schmachhafter machen könnten. Dabei denk ich mir immer: „Davon versteht Ihr nichts.“ Weil die Zeitungen solche Lügen schreiben, habe ich mich heut in meiner Mittagsstunde aufgemacht und bin zu Euch gekommen, um Euch zu zeigen, daß ich ein rechter englischer Arbeiter bin, wie Tausende von anderen, die mit leeren Taschen durch die Straßen wandern. Wenn ich auch Arbeit bekommen habe, so weiß ich doch ganz gut, daß ich schon morgen früh wieder entlassen werden kann, und es bleibt mir dann nichts übrig, als durch die Straßen zu wandern oder ins Arbeitshaus zu gehen.“

„Seht her“, fuhr er fort und nahm aus einem Korb, in dem die englischen Arbeiter ihr Handwerkszeug zu tragen pflegen, einen Hammer: „Ist das der Hammer eines rechten Arbeiters, ja oder nein?“

„Ja, ja“, schrien lachend gegen Hundert Stimmen.

„Ist das Werkzeug eines richtigen Arbeiters?“ fragte er, einen Schraubenzieher in die Höhe haltend, „und das hier und das und das?“

Und dabei zeigte er ihnen den Inhalt seines Korbes und ganz zuletzt kam auch die Zinnflasche an die Reihe, die kein englischer Arbeiter für entbehrlich hält.

„Ja, ja“, antworteten seine Kameraden.

„Hört, Kameraden, vor sechs Monaten war ich soweit gekommen, daß ich schon daran denken mußte, ins Arbeitshaus zu gehen. Um nichts in der Welt konnte ich Arbeit finden; und alles, was ich zu verzehren hatte, waren die paar Pfennige, die meine Alte mit ihrer Maschine verdiente, mit der Schneiderei. Tag für Tag ging ich auf die Stellen, auf denen, wie die Zeitungen schrieben, Arbeit zu finden sein sollte, und jeden Abend kam ich ohne einen Penny zu meiner Alten. Sie hatte schon ihre Maschine, bevor wir uns verheirateten, und ich dachte, mit ihrer Arbeit und meiner würden wir schon eine Familie erhalten können. Aber die Kinder kamen rasch und ich kam aus der Arbeit, als gerade das Geld am meisten gebraucht wurde, als wieder ein Kleines ankommen sollte. Meine Alte wurde zu krank und konnte nicht mehr Maschine „treten“, und wir waren dem Verhungern nahe. Als es am schlimmsten war, sagte sie zu mir: „Jack, Du mußt die Maschine versehen. Es thut mir so weh, wenn ich die Kinder im Schlafe weinen höre. Ich kann das nicht mehr aushalten.“

„Ich trug die Maschine zum Pfandleiher, und den Blick, den mir meine Alte zuwarf, als ich wieder nach Hause kam, werde ich Zeit meines Lebens nicht vergessen. Hätte ich nicht bald darauf Arbeit bekommen, dann wäre ich auf die „Wanderschaft“ gegangen, denn ich wußte ganz gut, Frau und Kinder würden besser ohne mich fahren, sie hätten ins Arbeitshaus gehen müssen.“

„Nun, ich hab' jetzt wieder Arbeit, und wenn ich nicht etwa dafür entlassen werde, daß ich heut hierher gekommen bin, dann will ich da bleiben, wo ich bin. Als ich diese Lügen in der Zeitung las, da sagte ich mir, Du mußt doch 'mal nach dem „Square“ gehen und den Leuten zeigen, daß Du ein richtiger, englischer Arbeiter bist.“

XV.

Zu der Zeit, von der wir sprechen, schliefen sie im Asyl. Sie gingen aber jeden Morgen nach dem Trafalgar Square. Das „Eichläschen“ fand hier guten Absatz für ihre Blumen, und Jos hoffte immer, ein paar Pfennige verdienen zu können, wenn er am Bahnhof von Charing Cross herumlungerte. Manchmal ging er auch zu der Versammlung auf dem Square, und einmal schloß er sich sogar einer Prozession an, die nach dem Hyde Park zog.

So ging es bis zum „blutigen Sonntag“. An diesem Tage stand das „Eichläschen“ am Postamt, wie sie es schon seit Wochen gethan hatte, und verkaufte dort ihre durch den Nachtfrost halb erstarrten Rosen und Herbstweischen. Neben ihr, die Hände in den Taschen, stand Jos.

Wie gewöhnlich läuteten um 11 Uhr die Kirchenglocken und auf dem Platz herrschte tiefe Stille. Aber bald nach 11 Uhr rückten zu Hunderten und zu Tausenden die Schutleute an. Berittene Schutleute nahmen mit ihren Pferden im rechten Winkel zum Nelson-Denkmal Aufstellung.

„Was ist denn los?“ fragte Jos einen Bummel, der stehen geblieben war, um einen Blick auf die Blumen in des „Eichläschens“ Korbe zu werfen.

„Revolution!“

„Bird's zum Kampfe kommen?“

„Kann's nicht sagen,“ antwortete der Bummel. „Die Polizei hat Befehl, den Platz frei zu halten, und eine Masse Kerls sollen hier eine Versammlung halten wollen. Gehen Sie lieber mit Ihrem Korbe nach der Regent Street, Fräulein,“ fügte er noch hinzu, indem er sich an das „Eichläschen“ wandte. „Wenn Sie hier bleiben, können Sie sehr leicht „eingespunnen“ werden, und hier lauft Ihnen doch niemand was ab.“

„Was thust Du?“ fragte das „Eichläschen“, Jos ansehend.

„Ich bleibe hier und werd' mir den Spatz ansehen,“ meinte Jos Coney.

„Dann geh' ich auch nicht weg,“ sagte das „Eichläschen“.

„Gorch, Mist!“

Inzwischen hatte die Polizei eine zwei bis drei Mann tiefe Kette um den „Square“ gezogen. Fünfstausend Polizisten standen bereit, um die „Raditalen“ und „Socialisten“ in Empfang zu nehmen, welche offen erklärt hatten, sie würden unter dem Nelson-Denkmal, das auf dem Trafalgar-Platz steht, eine Versammlung abhalten und damit beweisen, daß der Platz dem Volke gehöre. Die Fenster der Clubs, Hotels und Gebäude, die auf den Platz eine Aussicht gewährten, waren voll Zuschauer. Herren und Damen, die sich aus der Vogelschau eine Agitation ansehen wollten, die schon seit Wochen andauerte, eine Agitation, die jetzt ihren Höhepunkt erreichen sollte. War es denn wirklich wahr, daß die Agitatoren Leute waren, die selbst Hunger litten, oder war dies nur Lüge?

Jos und das Eichläschen betrachteten sich diese Zuschauer, und während sie noch nach ihnen sahen, hatten sich zwei junge Herren aus dem Westend an das Postamt hingestellt. Die Herren unterhielten sich mit einander in jener nachlässigen Weise, die in ihren Kreisen schon seit einem halben Jahrhundert üblich ist.

„Auf Ehre, ich kann nicht verstehen, weswegen Salisbury die Sachen so weiter gehen läßt,“ sprach der eine und sah dabei durch sein Monocle auf die Kette von Schutleuten. „Die Arbeitslosen sind doch eine furchtbare Plage für das Land. Warum läßt sie Salisbury nicht noch einen Tunnel unter der Themse graben?“

„Ach! Gewiß,“ stimmte sein Begleiter zu. „Das könnten sie thun und dann den Tunnel ja wieder zuschütten.“

„Auf Ehre, ich will an die „Morgen-Post“ schreiben und das in Anregung bringen.“

„Nein, thu's lieber nicht. Ich werde mit Bob Cecil sprechen. Schrecklich kluger Kerl, dieser Bob Cecil. Weiß alles.“

Sie gingen weiter.

Die Straßen, die nach dem Square führten, füllten sich nun rasch mit Männern und Frauen, die von allen Seiten andrängten und sich gegen die Schutzmannskette zu bewegten.

„Weiter gehen! Weiter gehen!“ riefen die berittenen Schutzleute vom Pferde herunter und ritten dabei dicht an das in dichten Massen stehende Publikum heran.

Das Publikum blieb in Bewegung, denn es wollte sich ja nur „den Spaß“ mit ansehen, aber keineswegs an der Demonstration selbst teilnehmen. Da kam plötzlich ein Klub der Raditalen eine Seitenstraße herauf gezogen, und die Schutzleute erhielten Befehl, auf ihn los zu gehen. Die Fahnen wurden ihnen weggenommen und zerbrochen, eine Trommel zerschmettert, Musikinstrumente auf die Erde geworfen und darauf getreten. Der Klub wurde zurückgeworfen, aber nur für eine Minute. Ein leises zorniges Gischen ließ sich unter den Leuten vernehmen, und von neuem drängten sie sich vor und bahnten sich mit Stöcken und Fäusten einen Weg, wobei die Knüppel der Schutzleute ihnen ihre Schläge mit Zinsen zurück gaben. Die Polizei schlug nach rechts und links, denn ihre Wut war groß. Schon seit Wochen war sie Tag und Nacht auf den Beinen gewesen, und heute bot sich ihnen die erste Gelegenheit, den Arbeitslosen zu zeigen, was es heißt, sich ihrerwegen so anstrengen zu müssen. Nochmals wurde der Klub zurückgedrängt, und zischend zog er sich zurück.

Und aus allen vier Himmelsrichtungen, vom Norden, Süden, Osten und Westen des Platzes kamen mit Musik und Fahnen noch mehr „hungrige Leute“ angerückt. Die Polizei war wütend, und, von den „Berittenen“ angeführt, gingen die Schutzleute auf die verschiedenen heranziehenden Vereinigungen los. Es wurde nun auch bekannt, daß in anderen Stadtgegenden, in Westminster, Holborn, Piccadilly und in den Seitenstraßen, die zum Trafalgar Square führen, Publikum und Polizei aneinander geraten waren.

Der Zuschauer bemächtigte sich eine ungeheuerere Entloftung, der sie auch underholten Luft machten, wenn sie sahen, daß ein „Berittener“ einen Mann zu Boden schlug und sein Pferd auf ihn trat, wenn sie sahen, wie die Schutzleute auf die Köpfe der Männer und Brüste der Frauen los schlugen, und wenn sie sahen, wie ein Mann nach dem andern und eine Frau nach der andern zu Boden geworfen und mit Füßen getreten wurde. Größer und immer größer wurde das Gedränge und immer lauter das Gischen. Immer näher drängte das Volk gegen die Schutzmannskette, die sie von dem Platz trennen wollte, der doch dem Volke gehört.

Das Eichlächchen und Jos waren in das Gedränge geraten und konnten nicht mehr heraus kommen. Sie fühlten, wie sie, immer unter beständigem Gischen, gegen den „Square“ gedrängt und von dort wieder zurückgeschoben wurden. Das Eichlächchen war leichenblau geworden. Sie hatte sich fest an Jos geschniegelt und vergaß ganz ihren Blumenkorb, der ihr im Gedränge abhanden gekommen war. Ihr kleines Herz schlug heftig. Sie zischte laut mit, zwar wußte sie nicht, warum sie zischte, aber sie fühlte, daß das Gischen ihr in ihrer außs höchste gespanntten Erregung Erleichterung brachte. Da rief plötzlich jemand:

„Die Soldaten kommen!“

Auch eines tomischen Weigeschmades sollte dieses Schauspiel nicht entbehren. Verschiedene Männer und Frauen aus der Menge traten an die Schutzleute heran und baten um ihre Verhaftung, und die kräftigen Schutzleute richteten sich zu ihrer ganzen Länge auf und antworteten:

„Bevor wir das thun dürfen, müßt Ihr uns erst thätlich zu Leibe gehen.“

„Die Soldaten kommen!“ rief das Eichlächchen, zitternd vor Aufregung. „Ach, Jos, werden sie uns erschließen?“

Und, wie es in vergangenen Jahrhunderten der Fall war, trat jetzt in würdevoller Haltung und gemessenen Schrittes ein hoher Würdenträger, gefolgt von einer berittenen Leibwache, in die Mitte des Platzes und verlas die „Aufruhr-Akte“.

Pötzlich rief jemand: „Jetzt ist es mit dem Aufstand vorbei,“ denn als die berittene Leibwache vorrückte, ließ das Gischen nach, und von der Nationalgalerie, wo Infanterie gehalten hatte, wurden schwache Hurra-Aufe laut.

(Fortsetzung folgt.)

Clavigo.

Ueber den Wilhelm Meister schreibt Schiller in einem Brief an einen Freund:

„Dieser Tage hat mir Goethe die Aushängenbogen von dem ersten Buch seines Romans mitgeteilt, welche meine Erwartung wirklich übertroffen haben. Er ist darin ganz er selbst; zwar viel ruhiger und kälter, als im Werther, aber eben so wahr, so individuell, so lebendig, und von einer ungemeinen Simplicität. Mitunter wird man auch von einzelnen auffahrenden Funken eines jugendlich-feurigen Dichtergeistes ergriffen. Durch das Ganze, soweit ich davon las, herrscht ein großer, klarer und stiller Sinn. eine heitere Vernunft und eine Innigkeit, welche zeigt, wie ganz er bei diesem Produkt gegenwärtig war.“

Wir haben mit den Worten Schillers angefangen, weil wir in den Tagen der Goethe-Feier auch an dieser Stelle einige Worte über den großen Dichter sagen möchten. Wir haben dazu umso mehr Grund, als die Reueinstudierung des „Clavigo“ im Schauspielhaus wohl als ein stiller Nachklang des lauten Jubilliums empfunden werden sollte. Was Schiller in den wenigen Zeilen seines Briefes giebt, ist ein mit souveräner Kunst gezeichnetes Bild seines unsterblichen Freundes. In seiner Festigkeit und Klarheit würde es jede eigene Zuthat als eine Zuthat der Armut erscheinen lassen und so verzichten wir gern darauf, sein Licht durch irgendwelche hinzugefügten „Erläuterungen“ verdunkeln zu wollen. Es ist ein eigentümlicher Reiz, das Bild Goethes anzusehen, wie es sich in der geschliffenen Prosa seines Freundes spiegelt und dann wieder in die Welt hinauszubilden, in der wir leben. Die Sonne Goethes leuchtet nicht in dieser Welt. Unsere Tage sind einem Geist fern, der wahr, individuell, lebendig und von einer ungemeinen Simplicität war. Wir können vielmehr diese Attribute samt und sonders in ihr häßliches Gegenteil verkehren und kommen eben dadurch unserer Zeit recht nahe. Wer in der heftigen Welt nach Wahrheit sucht, muß sich mit bescheidenen Ansprüchen auf den Weg machen. Wir denken nicht so sehr an die kleine schäbige Verlogenheit, die das weltumspannende Geschäft auszeichnet. Wir denken vielmehr an die ungeheuren Lügen, an denen unsere ganze Kultur krankt. „Die Bourgeoisie hat alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Thätigkeiten ihres Heiligenscheins entkleidet.“ Sie hat die kulturellen Erwägungen „in dem eiskalten Wasser persönlicher Berechnung ertränkt“ und hat so alle Institutionen der Kultur mehr oder minder offenkundig zu geschäftlichen Zwecken mißbraucht. Nichtsdestoweniger aber sollen wir fortfahren, diese Einrichtungen für geistige Faktoren zu halten, und so entsteht jene feige Heuchelei, jene sentimentale Verlogenheit, jene gemüthvolle Schädigkeit, die unsere Zeit kennzeichnet wie die Schminke die Dirne. Noch schlimmer ergeht es uns, wenn wir das Verhältnis unserer Zeit zu dem individuellen Dichtergeist Goethes erwägen. Hier rasieln die Maschinen in unsere Betrachtungen hinein und betäuben uns mit ihrem wilden Lärm. Die Industrie zwingt den Einzelnen zur Einseitigkeit und macht ihn zum Krüppel, indem sie die übrigen Kräfte seines Innern verdorren und hinsiechen läßt. Für Tausende und Abertausende ist der Gedanke, vor dem Schiller sich einmal entfegte, granatenbolle Wirklichkeit geworden. Wir sind die Knechte der Menschheit gewesen; wir haben Sklavenarbeit für sie getrieben und unserer verflümmelten Natur sind die beschämenden Spuren dieser Dienstbarkeit eingedrückt. Unser Verhältnis zu Goethe kann man am Ende als dasjenige des Kranken Bettlers bezeichnen, der mit seinen offenen Wunden auf der Treppe des reichen Mannes lag und sehnsüchtig in die Welt hineinschaute, in der ein glücklicheres Geschlecht von goldenen Schalen speisen und den „freien Wuchs seiner Menschheit“ entwickeln durfte. Unsere Zeit ist so krank und verworren, wie der Stil Goethes lebendig und von einer „ungemeinen Simplicität“ ist. Der „klare und stille Sinn“, der in seinen Werken waltet, ist dem hastigen, drängenden, stoßenden, blutigen Kampf ums Dasein gewichen und die „heitere Vernunft“ ist von der tristen Unvernunft abgelöst, vor der immer die sterbende Kultur besfallen wird. Trotz alledem aber war die Goethe-Feier, die wir hinter uns haben, keine Heuchelei, oder war es doch nicht mehr, als eben jede derartige Gedankfeier es notwendig sein muß. Es steht felsenfest, daß keinem anderen unserer Dichter eine gleich ausschüttige und warme Verehrung hätte dargebracht werden können. Von keinem Genius ist unsere Zeit entschiedener und trauriger getrennt als von Goethe und doch baut sie keinem so willig und gern einen Dankaltar, als eben ihm. Wir lieben ihn eben — um den scheinbaren Widerspruch zu lösen — wie die Kranken den Arzt. Wir schauen zu ihm empor, wie der Gefangene zum blauen Himmel emporsehnen mag. Wir sehnen uns nach ihm, wie abgetriebene Menschenkinder sich nach Ruhe und Klarheit und Stille sehnen. Er ist uns ein Trost und eine Hoffnung geworden. Niemand kann so tief wie wir empfinden, daß Wilmar den Kern der Sache traf, als er in den vierziger Jahren schrieb: „Goethes Wesen als Dichter besitzet etwas Heilendes, Vernünftiges, Versöhnendes, wie es neben ihm kein Dichter weiter besitzet; wir verlieren durch ihn unsere unruhige krankhafte Kritikelei, mit welcher wir an die Gegenstände heftig heranzugehen und sie nach unserem Belieben herumzuzerren und aufzusuchen pflegen; wir verlieren an ihm die Hast des vorschnellen Urtheilens und Aburtheilens; wir lernen an ihm unsere Vorurteile ablegen und uns

gleich ihm vor allem den Dingen, die uns gegenüberstehen, mit Liebe zu öffnen, sie anzuerkennen und gelten zu lassen."

Das Theater freilich ist nicht der Ort, wo sich diese wunderbaren Eigenheiten der Goetheschen Kunst entfalten, auch dann nicht, wenn „Faust“ auf dem Zettel steht. Für das Drama fehlte dem großen Meister der Ruhe und Helle die besondere Begabung. Er liebte es nicht — wie Hebbel — das Leben in seiner Gebrochenheit aufzuzucken; er liebte es nicht, sich mit dem Fieber einzulassen, um das Fieber zu heilen. Schiller schrieb einmal über einen Menschen, den er kennen gelernt hatte: „Er wird sich nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen, weder im Ideal noch in der Wirklichkeit, erheben, und das ist schlimm. Ich kann keines Menschen Freund sein, der nicht Fähigkeit zu einem von beiden oder zu beiden hat.“ ... Das ist gesprochen, wie ein Dramatiker spricht. Die windigen Litteraten, die Schiller als einen Spießer zu verkleiden beliebten, sollten einmal dem kühnen menschlichen Beileben nachdenken, das in dieser brieflichen Aeußerung liegt. Diese Schillersche Freude am Extrem, sei es auch nur im Verbrechen, fehlte Goethe oder war zum mindesten kein wesentlicher Zug seines Geistes, und sie durfte es auch nicht sein, damit seine Schriften einen kranken Sinn wie Balsam heilen konnten. Wenn aber anders das Drama die tiefste Form der Kunst ist, hat die Genialität Goethes hier eine Grenze, die wir uns auch in den Tagen der Feier nicht verhehlen wollen. Um der Gerechtigkeit willen.

Ueber die Aufführung der „Clavigo“ im Schauspielhaus lag kein festlicher Glanz. Es war eine gute Vorstellung, nicht weniger, aber leider auch nicht mehr. Herr Christians gab dem Clavigo alles, was ihm ein tüchtiger Schauspieler geben kann, nur eben die hinreichende Macht der Leidenschaft konnte er ihm nicht geben. Herr Grube bot einen respektablen, aber trocknen Carlos und einzig und allein Matkowsky spielte stellenweise hinreichend, obgleich er von seiner Rolle nur mäßig begeistert schien. Am Ende hätte er lieber den Clavigo gespielt und das wäre allerdings auch für das Stück, für uns und für ihn besser gewesen. Als Beaumarchais erdrückte er Herrn Christians, wodurch der Inhalt der Dichtung ganz unzulässig verschoben wird. —

Erich Schalljer.

Kleines Feuilleton.

— Ueber die Mikroben in den arktischen Regionen hat Levin-Stodholm in den Annalen des Instituts Pasteur eine Arbeit veröffentlicht, welcher der „Globus“ das Nachfolgende entnimmt. Uebereinstimmend haben die verschiedensten Polarforscher über die außerordentlich günstigen Gesundheitsverhältnisse der arktischen Gegenden berichtet, bei deren Besuch trotz der grellen Temperaturschwankungen, trotz ausgedehnter Märsche mit durchnässten Kleidern kein Schnupfen, keine Katarakte und Entzündungen der Atmungsorgane vorkamen. Diese Berichte veranlaßten Levin, der Frage näher zu treten, ob diese Beobachtungen darauf zurückzuführen seien, daß die Luft der Polargegenden frei von Bakterien sei, wie die Luft hoher Gebirge. Um diese Frage zu lösen, nahm der Genannte im vergangenen Sommer an der Polarexpedition von Nathorst auf dem „Antarctic“ teil und stellte bezügliche Untersuchungen der Luft, des Wassers und der Tiere der Eisregionen an. Die Untersuchungen haben mit der Väreninsel begonnen und haben sich bis Spitzbergen und König Karls-Land erstreckt. Die Entnahme der Luft hat gewöhnlich auf einer hochgelegenen Stelle stattgefunden, auf einem Gletscher oder einem Felsen am Meeresrande, einige auch auf dem Schiffe selbst. Auf jeder dieser Stellen hat die Menge der filtrierten Luft im Mittel 1,8 Liter betragen, die Gesamtmenge 21 Liter. Jede Untersuchung dauerte 4—5 Stunden. Bei allen diesen Untersuchungen wurden nur ein einziges Mal Bacillen gefunden, und zwar an Bord des „Antarctic“ im Hafen der Väreninsel. Von diesen Bacillen wurden Kolonien gezüchtet, aber es wurde die Möglichkeit zugegeben, daß etwas Schiffsstaub in die Nährgelatine geraten sei. Bei fünf weiteren Proben wurde eine sehr geringe Zahl von Kolonien festgestellt. „Wenn“, sagt Levin, „bei einer Luftmenge im Betrage von 20 Liter, an verschiedenen Orten entnommen, nur einige Bakterien gefunden werden konnten, so dürfte das eine Gewähr für die Reinheit der Luft und damit der Armut an Mikro-Organismen in arktischen Gegenden bieten.“ Zu den Untersuchungen des Wassers wurden Proben von der Oberfläche und aus der Tiefe des Meeres entnommen, Gletscherwasser und Wasser von geschmolzenem Schnee und Eis. Alle diese Wasser enthielten Bakterien, aber in sehr schwacher Zahl. Beim Wasser von der Oberfläche des Meeres kam ungefähr ein Keim auf 11 Kubikcentimeter, eine unendlich kleine Zahl, wenn man sie beispielsweise mit der des Seewassers vergleicht, bei welchem ein einziger Kubikcentimeter mehr als 200 Bakterien enthalten kann. Gletscherwasser, sowie Bachwasser enthielt gleichmäßig sehr geringe Mengen von Keimen. Die zahlreichen Versuche mit Kulturen haben immer ein negatives Resultat gehabt. Die Proben von Meerwasser, aus großen Tiefen bei Lotungen gewonnen, zeigten eine größere Menge von Bakterien, als das Meerwasser der Oberfläche. Levin hat ferner seine bakteriologischen Studien auf den Darminhalt verschiedener nordischer Tiere ausgedehnt, wie Eisbären, Robben, Haifische, Seevögel, Seeanemonen. Diese Untersuchungen haben ergeben, daß der Darminhalt bei dem größten Teil dieser Tiere frei von Bakterien war. —

Theater.

Berliner Theater. „Dolly“. Lustspiel in drei Aufzügen von Christiernson. Aus dem Schwedischen von Emil Jona s. Der Geist Hofers schwebte über dem Wasser des Stückes. Das Ganze ist ein harmloser Spießbürgerscherz, den man diesmal aus Schweden importiert hat. Dolly ist ein Modell, das sich in der Bohème umhertreibt und schließlich einen berühmten Professor heiratet. Leider aber legt der Verfasser ihr zunächst eine Reihe von Hindernissen in den Weg — ich sage leider; denn diese Hindernisse bilden das Stück. Es ist Dollys Heiratsgeschichte, die wir zu hören kriegen, mit einem harmlosen Familienblatttalent erzählt. Hier und da ein bißchen Satire, dann ein bißchen Gemüth, dann wieder ein bißchen Verlogenheit, in allem aber eine süße Seichtigkeit. Gespielt wurde im allgemeinen gut. Herr Wassermann, dessen Entwicklung wir mit regem Interesse verfolgen, gestiel sich gelegentlich in Mäxchen, die gerade seinem Talent besonders gefährlich werden können. Er ist ein Mann von Stoff; er wird uns begreifen, wenn wir sagen, daß eine Fülle von geistreichen Einzelheiten auf Armut schließen läßt. Auf Armut der Gestaltungskraft. —

—oe— Schiller-Theater. Wenn der Verg nicht zu Muhammed kommt, muß Muhammed zum Verg gehen. Dies Sprichwort gilt für die platte Wirklichkeit; in der Welt der Ideale, soweit sie vom Schnürboden aus geleitet wird, ist es aber auch manchmal anders. Shakespeare ist, ehrlich gesprochen, eigentlich nicht der Mann, an dem der Durchschnittsbefucher des Schiller-Theaters die höchste Fülle des Entzückens empfindet. Kadelburg sagt ihm schon eher zu. Da es nun eine Impertinenz gegen die Majestät des Volkes vom Schiller-Theater wäre, wenn man ihm zumuten wollte, den behaglichen Maulwurfsbügel Kadelburg zu verlassen, und da andererseits die Bekanntschaft mit dem Chimborasso Shakespeares doch immerhin etwas Erhebendes an sich hat, so muß der Chimborasso dem Volk näher gerückt werden. Wer immer strebend sich bemüht, der mag ihm schon eine gewisse Aehnlichkeit auch mit Kadelburg beibringen.

Nach solcherlei Erwägungen wurde denn beim Verarbeiten des Lustspiels „Viel Lärmen um nichts“ gar manche edle Blume zerstört, aus deren Kelch der Odem zarter und democh lebensvoller Poesie dem Kundigen entgegenströmt wäre. Aber es blieben in voller Fülle die Uebertreibungen, die Verbheiten des Lustspiels, und die beiden närrischen Gerichtsdienere Holzapsel und Schlewein töpkelten sich aus, daß es eine Art hätte.

Ob Shakespeare in der neuen Bearbeitung allgemein im Schiller-Theater begriffen wurde? Es blieb immer noch soviel Dichtergröße in ihm, daß diese Frage nicht ohne weiteres bejaht werden kann. Ein Unrecht war es aber immerhin von der Direktion, daß sie sich mit voller Wucht auf das Verblomische des Lustspiels legte, ein Unrecht, das auch bei der vortrefflichen Aufführung, die das Stück fand, bedauerlich bleibt. Im geistreichen Spiel entwickelten Fräulein Wulf und Herr Patry als Beatrice und Benedikt das geistreiche Bißgeplänkel, während die Herren Schmasow und Köstlin die Rollen der beiden Gerichtsdienere dem Possenhaften so nahe brachten wie möglich. —

Kulturgeschichtliches.

dg. Der erste Pergamentmacher wurde in Berlin im 16. Jahrhundert angestellt. Die Bestätigungsurkunde des Meisters, der einen ganz neuen Industriezweig in Berlin einführte, datiert vom 25. August 1551 und lautet: „Wir Joachim Churfürst 2c. 2c. Bekennen und thun Kundt öffentlich mit diesem Briefe vor uns, unser Erben und sonst Jedermänniglich, Nachdem uns als sich unser lieber getreuer Franz Sturzel nehst vergangnen Reichstags zu Regensburg auf unser gnediges begern und der unsern unterhaltung zu unserm Pergamentmacher bestellen lassen, dergestalt, daß er sich nicht alleine mit verlassung seiner erblichen Gutter und Anderer bequemenheiten aus seinem Vaterlande in unser Churfürstenthumb begeben und wesentlich niedergelassen, sondern auch die Zeit seines Lebens unsere Kanzlein und andern mit gnetten Pergamein Jederzeit zur Notdurfft versorgen und vorsehen sollte, das wir Ihme derwegen und dagegen zu seinem befesseren und erhalt und auskommen widerumb versprochen und zugesagt auch vorschreiben, das er alleine in unsern Landen des Pergameinmachen haben und treiben und keinen bey und neben sich die zeit seines Lebens einzusetzen gestattet noch gelitten werden solle, wie wir Ine dann zur Jederzeit vormänniglich andch schützen und handhaben wollen, desgleichen soll ehr auch von andern Handtwerkern als gerbern, Sturkern, schustern und andern, so mit sellen umgeben, anteußen und vorckuffen des sellwerks In unserm Churfürstenthumb und Landen keineswegs gehindert noch mit Zichten beschwerdet werden, bey vermeidung unser straffe und ungnade; alles hiemit und In Crafft des Briefes getreulich und ohne geferde. Zur urkundi mit unserm anhangenden Seirat besiegel und geben zur Coln an der Sprenwe Dornstags nach den heiligen Osterfeiertagen, Nach Christi Geburt des weinigeren Jhar Anno usv. Im einundfunfzigsten.“ — Da alle Urkunden und wichtigen Schriftstücke, auch Testamente usv. jener Zeit nur auf Pergament geschrieben werden durften, bekam Franz Sturzel einen ziemlich einträglichem Posten, ebenso aber konnten auch die Berliner ihren Bedarf zu billigeren Preisen als aus dem Auslande beziehen. —

Archäologisches.

— Die ausgezeichnete Sammlung antiker Gläser der Frau Maria vom Rath, in der die besten Erzeugnisse aus den bei der Stadterweiterung des alten Köln geöffneten Gräbern der Römerzeit zusammengebracht sind, ist jetzt in einem großen Beck von Anton Kisa veröffentlicht worden. In der Einleitung bringt der Herausgeber eine zusammenfassende Behandlung der Geschichte und Technik der antiken Glasindustrie, aus der die „Köln. Jtg.“ das Folgende entnimmt: Die nach Gallien und an den Rhein vordringenden Römer fanden Glas an und für sich in der Emailkunst der Barbaren vor. Doch brachten sie die Kunst des Blasens mit und günstige Sandlager förderten die junge Industrie. Für Köln waren solche in Nivelfein und Herzogenrath. Die Reste einer Glashütte wurden in der Gereonstrafe ausgegraben. Auch in Bingen, Mainz, Worms, Trier entwickelte sich die Industrie. Ganz simple Formen sind die populär sogenannten Thranengläschen, in Wirklichkeit Parfümgläschen, die sich mit geringen Vorfaltungen der Form durch die vier Jahrhunderte der Römerherrschaft erhalten. In den Zeiten der Feuerbestattung bediente man sich zum Teil jener repräsentablen gläsernen Urnen, die in den Sammlungen aufzufallen pflegen. Anfangs waren die ägyptischen Buntgläser, namentlich die Salzgläschen, sehr im Schwange. Ihre Musterung ist durch Einwalzen von bunten Säden in die weiche Masse in Verbindung mit nachfolgendem Polieren erzielt. Die Millefioris, welche meist alexandrinische Einfuhrstücke sind, sind aus einer kompakten Masse von zusammengeschweißten und in einfarbiges Glas eingelegeten bunten Glasstäben kunstvoll herausgeschmitten. Die Imitation gelang vor etwa zehn Jahren in Venedig in einer Gütte, der selbst der vollkommene Kenner keine Achtung bezugehen muß. Das in der Moderne wieder so hervorretende doppelschichtige Buntglas, sogenanntes Ueberfangglas, war schon den Alten bekannt. Mit dem Schleifradchen wurde zur Herstellung einer Zeichnung die obere verschieden gefärbte Schicht so and so fortgeschliffen. Die berühmte Porzellanvase in London steht als Glanzbeispiel dieser Kunst da. Auch hier ist die alexandrinische Glasindustrie und Genußschneiderei voran. Seit der Mitte des 1. Jahrhunderts herrscht im Römerreich das farblose Glas, anfangs eine Roharbeit wegen seines Ertrages des Bergkristalls. Die sogenannte Iris, der wunderbare Silber- und Regenbogenstimmer, nichts als ein Verwitterungsprozeß, giebt den aus der Erde hervorgeholten Gläsern heute den wunderbaren, aber sicher vergänglichen Reiz. Am Rhein und in Gallien sind folgende Arten von Gläsern gefunden worden: Die Reliefgläser, die Gläser mit aufgelegten, vorher selbstständig in Formen gepreßten Medaillons, die Gläser in Tierformen, unter denen die so auffallenden in Form des die Klute blasenden Affen, die von der Pfeife in zwei Formhälften geblasen und dann aneinandergesetzt sind; die faßförmigen Kannen mit imitierten Reifen, die wahrhaftig Vorfahren unserer heutigen Tintenflaschen; die „Flügelgläser“, deren flügelartige Ansätze sich aus der Fabergerierung entwickelt haben; die Schlangensadengläser, d. h. graziose Gläschen meist klassischer Form mit aufgelegten Schnörkeln aus buntem Glas; die Gläser mit dem aufgelegten Gorgonenantlitz, dem Unglücksabwender des fröhlichen Besizers. Auch Grabierung und Schilff sind in ihren Anfängen bis früh hinauf verfolgbar und entwickelten sich späterhin noch zu umfangreichen figürlichen Darstellungen, doch erst zu Zeiten, wo das allgemeine bildnerische Können schon tief gesunken ist. Es mischen sich bereits der antike und christliche Bilderkreis. Köln ist nach Kisas Vermutung der Fabrikationsort der am Rhein gefundenen Stücke. Bei Besprechung jener berühmten, fast könnte man auch sagen als Geduldsarbeit verschrienen vasa diatreta lehrt Kisa zu der Meinung Winkelmanns zurück, daß die gläserne Umspannung durch Ausstreifen einer Oberschicht unter Stebenlassen kleiner Verbindungsstege hergestellt ist. Die Gläser mit Bemalung und Vergoldung machen den Beschluß. Beide Techniken gehen noch auf das alte Ägypten zurück. Vereinzelt Exemplare mit Bemalung sind auch aus römischen Gräbern zum Vorschein gekommen. Von den interessantesten fandi d'oro, den Gläsern mit in Gold ausgeparter Darstellung im Grunde, welche meist durch eine durchsichtige Ueberfangschicht geschützt ist, hat man in Italien etliche Hundert, aber auch in Köln treffliche Exemplare gefunden. In den christlichen Katafomben beginnen sie im Ausgang des 2. Jahrhunderts und erhalten sich bis ins 5. Jahrhundert. —

Geographisches.

— Nordenstjöld hat vor längerer Zeit in seinem „Kassimile Atlas“ ein monumentales Werk über die gedruckten Karten des 15. und 16. Jahrhunderts herausgegeben; gewissermaßen als Ergänzung erschien vor kurzem eine nicht minder interessante und für die Geschichte der Kartographie bedeutungsvolle Publikation, die den Titel „Periplus“ trägt und sich vornehmlich mit den handschriftlichen Karten — den sog. Portulan-Karten — beschäftigt. Nordenstjöld's Schilderung beginnt, zufolge einer im letzterjährenen Heft von „Petermann's Mitteilungen“ veröffentlichten Anzeige, mit den antiken Kartenvorbildern und geht bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein. Danach kamte das Altertum und unterschied See- und Küstenbeschreibungen. Während uns von den ersteren nichts erhalten ist und höchstens eine oder die andere Karte dem Namen nach bekannt ist, wie die Karte des Marinus von Tyrus, sind uns antike Küstenbeschreibungen, die sogenannten Periplen zum

Teil überlommen. Nordenstjöld erwähnt vor allem zwei; die ältere, dem Seefahrer von Karthanda zugeschrieben, aus voralexandrinischer Zeit und die jüngere des Stabianus aus dem vierten Jahrhundert nach Christi. Beide beschreiben die Küsten des Mittelmeeres und des Schwarzen Meeres, jener für die klassische Welt hauptsächlich in Betracht kommenden Wasserbeden, mit Distanzangaben, demnach für Schiffsfahrtszwecke berechnet. Man hat es also mit Vorlesern der mittelalterlichen Hafenbücher der Portulani zu thun. Diese sind lange Zeit projektionlos und ohne Zuhilfenahme des Kompasses aufgenommen worden. Ein nachträglich gezogenes Netz von geraden Linien, von regelmäßig verteilten Kreuzungspunkten ausgehend und die Windrichtung angehend, überdeckt die Zeichnung. Während man nämlich früher der Ansicht war, daß die Zeichnung der Portulane erst nach der Entdeckung der Duffole und durch dieselbe erfolgt sei, weist Nordenstjöld darauf hin, daß die aus dem 13. Jahrhundert stammenden ältesten Karten auf einen viel älteren Typus hinweisen. Unabhängig von der Limatur erscheint die Kompaßrose in den Karten gegen Ende des 14. Jahrhunderts, erst später, nach 1500, zeigen sie ein System von Kompaßrosen. Vier derartige Portulane führt der Verfasser auf einen einzigen älteren „Kodex“ zurück, den er Normalportulan nennt und dem Kaimundus Vullus († 1315) zuschreibt. Beschäftigten sich die Alten vorzugsweise mit den südlichen Ländern, so erscheinen seit dem 15. Jahrhundert mehr und mehr Portulane des Nordens, sei es, daß sie die Ergebnisse von Erkundigungen, vermischt mit Traditionen, wiedergeben, sei es, daß auf ihnen das ptolemäische Bild des Nordens durch altskandinavische Karten ergänzt erscheint. Hierher gehört u. a. die Karte des Dänen Claudius Clavus in dem Ptolemäus Kodex aus dem Jahre 1427 zu Nancy. Den Herstellungsort all dieser Portulane (mit Ausnahme des letzteren) verlegt Nordenstjöld nach Byzanz, während andere Forscher auf italienische Herkunft schließen. Auch die Neuzeit ist in dem Periplus eingehend gewürdigt. Hier wurden die kartographischen Aufnahmen der Küsten von Asien, Afrika und Amerika eingehend berücksichtigt. Das Werk beschließt Abel Tasman, der Neu-Holland als Kontinent feststellte und ihn umschiffte. —

Humoristisches.

— Vor der Schaubude: „Hier ist zu sehen der allergrößte Mensch der Welt! Allerlechte Vorstellung heute!“ (Das Publikum schied sich an, hineinzugehen.)
 Schusterjunge: „Kinder, seid doch nicht so dämlich und bezahlt der Entree; um zehne geht ja der Riese nach Hause, da könnt ihr ja alle gratis betielen!“ —
 — Gleichnis und Excerpt. Oberlehrer (in Seimda): „Und nun die Ferienaufgabe: Ziehen Sie mir mal die „Jungfrau“ aus und ziehen Sie mir mal den „Böj“ aus, und dann vergleichen Sie sie miteinander!“ —
 — Im Eifer. Theaterdirektor (zum jungen Anfänger): „Die Sierbeiene gelingt Ihnen noch gar nicht! Bloßes Umfallen genügt nicht — Sie müssen wie ein Mensch und nicht wie ein Startoffelack sterben!“ —
 („Lust. Bl.“)

Notizen.

— Die erste Robität des Deutschen Theaters in dieser Saison, Hermann Fabers Lustspiel „Ein glückliches Paar“, wird am Samstag, den 30. September, gegeben werden. —
 — Eine Kollektiv-Ausstellung des Münchener Künstlers Peter Behrens wird im Kunstsalon Keller u. Reiner dieser Tage eröffnet. —
 — Das Verzeichnis der Vorlesungen, die in Hamburg im Winter 1899/1900 gehalten werden sollen, zeigt neben den populären öffentlichen Vorlesungen eine stark vermehrte Zahl der Fachvorlesungen. Es scheint danach, daß man in Hamburg eine wirkliche Universität zu begründen beabsichtigt, in der das alte Akademische Gymnasium wieder aufleben soll. —
 t. Eine deutsche Röntgen-Zeitschrift ist in Hamburg begründet worden. Sie nennt sich „Fortsschritte auf dem Gebiete der Röntgen-Strahlen“ und will alle Neuheiten mit Bezug auf die Wirkung der Röntgen-Strahlen auf den menschlichen Organismus sammeln. —
 c. Eine Lyrusausgabe von Mark Twains Werken wird in England vorbereitet. Sie soll 22 Bände umfassen und mit Ausnahme des letzten, der die literarischen Essays enthält, illustriert werden. —
 — Eiserner Thüren als Abschluß in Brandmauern sind durchaus nicht feuerfester, weil sie in glühendem Zustande sich durchbiegen, den Brand fortzupflanzen und der Flamme Einlaß gewähren. Eine gute Holzthür wird von der „Baugewerkszeitung“ als sicherer bezeichnet. Sie darf freilich nicht aus dünnen Brettern bestehen, sondern aus kräftigen Bohlen bezw. dicken verspannten Brettern, welche absolut dicht und mindestens zwei Lagen kreuzweise übereinander geschnitten werden. Die Außenflächen werden dann mit geeignetem Isoliermaterial, wie Asbestpappe u. dergl., bekleidet. —